

AUSGABE 16 | 2013

JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

DOSSIER

Scheitern – ein Leitfaden

FOTOWETTBEWERB

Verzaubert - Gebannt - Verhext? Die Faszination der Wissenschaft in Bildern

AUS DER ARBEIT

Neue Mitglieder, Ethik in der Praxis, Schüler als Risikoforscher

RELEVANZ-UPDATES UND UNERWARTETE GÄSTE

Institutionen zwischen Beweglichkeit und Scheitern: ein Gespräch über Regeln und Ausnahmen, Offenheit und Autorität, Theater und Recht

INTERVIEW ULRICH PONTES

Emanuel Towfigh: Melanie und Bernhard, ihr seid gerade dabei, nach Monaten der Vorbereitung und elf Tagen des Wirklichwerdens eure inszenierte Institution wieder wegzupacken – wird man da nicht wehmütig?

Herbordt/Mohren: Ja – andererseits ist das Projekt aus unserer Sicht sehr gelungen, und es konnte nur aufgrund dieser beschränkten Zeitlichkeit so funktionieren. Weil es für alle eine Art Ausnahmezustand war. Viele, auch wir, waren fast immer da. Sobald eine längere Dauer eingeplant gewesen wäre, wäre das nicht mehr gegangen und es wäre sofort eine völlig andere Struktur gewesen.

JAM: Eine Institution, die von ihrer kurzen Dauer lebt – das klingt untypisch für eine Institution.

Herbordt/Mohren: Untypisch für eine Institution, wesentlich für ein Theaterprojekt.

Towfigh: Ja, da habe ich bei eurer Inszenierung auch eine deutliche Spannung empfunden. Denn eigentlich leben Institutionen ja von Regelmäßigkeit und Regelmäßigkeit.

Herbordt/Mohren: Die Beschränktheit der Zeit ist bei unserem Projekt aber ein wesentlicher Punkt gewesen. Wir wollten ja einen Raum schaffen, in dem ganz frei mit Strukturen und Regelmäßigkeiten gespielt werden kann. So konnten wir Dinge erproben, die ausgeschlossen gewesen wären oder hätten scheitern müssen, wenn man von Anfang an auf eine Verfestigung abgezielt hätte. Man muss allerdings auch sagen, dass wir

weit davon entfernt waren, tatsächlich einen Modellentwurf für eine gelingende Institution zu liefern. Es war vielmehr immer, in jedem einzelnen Bestandteil, die sprachliche Behauptung einer möglichen Institution und deswegen auch eher ein künstlerisches Vorhaben. Nichtsdestotrotz wurde – zum Beispiel im Rahmen von „Performing Institutions“ – auch über Möglichkeiten gesprochen, wie mit bestehenden Institutionen in gewinnbringender oder sinnstiftender Form umgegangen werden kann.

JAM: Gibt es ein Fazit oder zentrale Erkenntnisse?

Herbordt/Mohren: Zur abschließenden Reflexion hatten wir noch keine Zeit. Aber es gab ein gewissermaßen wiederkehrendes Moment. Ein Netzaktivist aus Zagreb, Marcell Mars, hat das eingebracht, der sich mit Leihbibliotheken im digitalen Zeitalter beschäftigt. Er sagte, wenn die Leihbibliotheken in ihrer althergebrachten Form weiterarbeiten würden, würden sie ihre gesellschaftliche Funktion – Literatur und Wissen kontinuierlich verfügbar zu halten – nicht mehr erfüllen können. Deshalb brauche diese alte Institution dringend ein Update. Auf unser Projekt übertragen: Wir arbeiten daran, der alten und gesellschaftlich relevanten Institution des Theaters genau so ein Update zu verschaffen – damit es sich nicht selbst in die Bewegungslosigkeit und dann in die Irrelevanz manövriert. Ein zweiter wichtiger Punkt ergab sich aus einem Beitrag von Iris Dressler, Direktorin des Württembergischen Kunstvereins. Sie sprach davon, wie es darum geht, immer wieder Räume zu öffnen und den Begriff der Kunstinstitution nicht als einen ausschließenden, sondern als einen integrierenden zu verstehen – und sie brachte ein Beispiel, das uns wieder zum Thema der Regelmäßigkeit führt: das



DAS KÜNSTLERDUO

Herbordt/Mohren haben in Stuttgart kürzlich „Die Institution“ inszeniert – eine Mischung aus Installation und Zuhause, öffentlichem Labor und Theater. Im Lauf von elf Tagen sollte dabei im Zusammenwirken von Raum-, Klang- und Videoinstallation, Aufführungen, Gesprächen, Vorträgen und Publikum eine fiktive, inszenierte Institution entstehen und zu der Frage beitragen, in welcher Form und Verfasstheit Kunst eine relevante Rolle in der heutigen Gesellschaft spielen kann (www.die-institution.org).

Beispiel des unerwarteten Gastes. Es stellt sich also die Frage, wie eine Institution mit dem umgeht, was nicht vorhergesehen werden kann, wie sie dem Unerwartbaren begegnet. Ein sehr produktiver Gedanke für das Theater, das ja traditionellerweise zum großen Teil davon lebt, dass Vorgänge geprobt werden und ein genaues Konzept existiert, wie die Dinge abzulaufen haben.

JAM: Institutionen bräuchten demzufolge bei aller Beständigkeit auch erhebliche Flexibilität, um relevant zu bleiben und dem Unerwartbaren begegnen zu können – stimmt der Jurist zu?

Towfigh: Dass Institutionen auf Dauer angelegt, aber veränderbar sind, würde man als Jurist wohl auch sagen. Andererseits scheinen Institutionen typischerweise schon über eine gewisse Beharrungskraft oder Innovationsresistenz zu verfügen.

Herbordt/Mohren: Beim Schlagwort Flexibilität wäre noch wichtig zu unterscheiden: Es gibt die neoliberale Forderung nach Flexibilität, die auch im Bereich des Theaters zu fortschreitender Prekarisierung der Arbeitsstrukturen führt – das ist nicht,



DER JURIST

Emanuel Towfigh ist Senior Research Fellow am Max-Planck-Institut zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern in Bonn. Im Kontext seines Habilitationsprojekts „Demokratie ohne Parteien“ interessiert er sich für die kulturprägende Kraft von Institutionen und dafür, wie sie sich innerhalb eines gegebenen, komplexen Kontextes verändern lassen. Mit der Gesprächs- und Vortragsreihe „Performing Institutions“ war die AG Kunst als Forschung und mit ihr auch Emanuel Towfigh zu Gast bei „Die Institution“.

was wir meinen. Das andere ist ein wesenhaftes Update der Institution. Ein solches wäre nötig, um die derzeitige Legitimationskrise der Stadt- und Staatstheater zu meistern, für die sich derzeit ja nur noch ein verschwindend geringer Prozentsatz der Bevölkerung interessiert.

JAM: Legitimationskrisen gibt es doch bei vielen Institutionen? Man denke nur an den Staat und die Politikverdrossenheit, oder die Kirche und ihren Kampf um Relevanz.

Towfigh: Ich denke, eine Institution kann in der Weise scheitern, dass ihre Hülle noch da ist, aber sie unbewohnt ist auf eine Art. Und der nachhaltige Erfolg hängt wahrscheinlich gerade davon ab, wie gut sich eine Institution neu erfinden, neu formieren kann. Zu Beginn ihrer Existenz braucht man sie, um einer Herausforderung zu begegnen oder ein Problem zu lösen. Irgendwann aber – durch die sich wandelnden Umstände und auch durch ihre eigene Aktivität – wird die Institution ein Stück weit entbehrlich. Sie kann sogar ein Opfer ihres Erfolgs werden, wofür meiner Meinung nach die Religion ein Beispiel ist. Oft



Um „das Versprechen eines anderen gesellschaftlichen Zusammenhangs, das Modell einer Institution, die integriert, was ausgeschlossen war“, ging es bei der experimentellen elftägigen Inszenierung von „Die Institution“.

heißt es ja, sie hätte sich überlebt, was irgendwie nach Scheitern klingt – aber dass sie ihre Anziehungskraft verloren hat, liegt möglicherweise ja auch daran, dass sie sehr prägende Wirkung hatte und dadurch der Kontrast zwischen dem Anspruch, den sie formuliert hat, und der Wirklichkeit, auf die dieser Anspruch prallt, geringer geworden ist. Die Frage ist: Ist das Scheitern oder ist das Erfolg?

JAM: Wird die Dauerhaftigkeit denn zwangsläufig zum Problem? Darauf scheint mir auch hinzudeuten, dass „Die Institution“ angekündigt wurde als „eine Institution, die vorübergehend bleiben muss, um nicht selber wieder autoritär zu werden“.

Herbordt/Mohren: Zumindest wenn man das Theater betrachtet, gibt es leider die Tendenz, dass Institutionen für ihren jeweiligen einzelnen, konkreten Entwurf eine ausschließliche Notwendigkeit behaupten – sie erheben quasi einen Monopolanspruch auf eine bestimmte Ästhetik oder auf ihre Verfahrensweise, wie sie ihre gesellschaftliche Funktion erfüllen. Ein solcher autoritärer Anspruch kann der Komplexität einer gesellschaftlichen Problemstellung aber nicht dauerhaft gerecht werden. Die initiale Fragestellung, auf die die Einrichtung einer Institution antwortet, wird sich in der Regel nämlich wesentlich schneller ausdifferenzieren, als eine Institution in diesem Autoritätsanspruch darauf eingehen kann. Und dann kommt man irgendwann an den Punkt, dass die Kontinuität einer Institution überhaupt nur noch über den autoritären Anspruch aufrechterhalten werden kann, weil sie von der Komplexität des Problems längst überholt wurde.

JAM: Das ließe sich vielleicht schön auf das Beispiel Kirche

übertragen: Der behauptete Alleinvertretungsanspruch etwa der katholischen Kirche prallt auf die erhebliche Ausdifferenzierung, die sich im Laufe der 2000 Jahre entwickelt hat.

Herbordt/Mohren: Von dieser Überlegung ausgehend kommen wir jedenfalls wieder zu der zentralen Rolle der Gastfreundschaft in unserer inszenierten Institution: Auf den unerwarteten Gast eingestellt sein bedeutet, die Offenheit, sich auf kommende Fragestellungen einzulassen, höher anzusetzen, als eine vorbereitete Antwort.

Towfigh: Das Unerwartbare könnte man verbinden mit der großen Diskussion um Regel und Ausnahme. Klassischerweise können Institution ja nur mit dem Erwarteten umgehen, und das ist auch ein Dauerproblem des Rechts. Deshalb ist etwa das Allgemeine Preußische Landrecht mit über 19.000 Paragraphen so grandios gescheitert. In dem Versuch, restlos alles regeln zu wollen, wurde es so komplex, dass es nicht mehr richtig angewendet werden konnte – und trotzdem blieben große Lücken.

Herbordt/Mohren: Die Lücke entspricht also dem unerwarteten Gast. Oder genauer: Die Erkenntnis der Lückenhaftigkeit des Regelentwurfes ist das, was bei aller Erwartbarkeit doch der unerwartete Gast bleibt ...

Towfigh: Das ist interessant, weil man den unerwarteten Gast trotzdem erwarten kann!

Herbordt/Mohren: Ja, man kann damit rechnen, dass irgendwann ein unerwarteter Gast auftaucht, man weiß nur nicht, was er mitbringt.

Towfigh: In der aktuelleren juristischen Diskussion ist man sich allerdings nicht einig, ob es überhaupt Ausnahmen gibt, ob die Ausnahme nicht sozusagen der Regel inhärent ist. Oder im Bild: Können wir, weil wir mit dem unerwarteten Gast rechnen können, nicht auch Regeln vorsehen, wie wir dann mit ihm umgehen? Wenn ich nun in die Nicht-Dauerhaftigkeit eurer Institution mal mehr reininterpretiere als nur die Zwänge der praktischen Durchführbarkeit, dann ist es doch auch eine besondere Qualität einer Institution, wenn sie ihr eigenes Ende, ihr eigenes Entbehrlichwerden mitdenkt.

Herbordt/Mohren: Weil so eine andere Antwort auf die initiale Fragestellung möglich bleibt.

Towfigh: Wobei man auch sagen muss: Natürlich verändert die Existenz eurer Institution auch etwas. Die Antwortmöglichkeiten, die vor „Die Institution“ existierten, existieren danach möglicherweise nicht mehr alle.

Herbordt/Mohren: Aber wird das nicht schon autoritär?

Towfigh: Ist das autoritär? Du kannst ja nicht meinen, dass du nichts veränderst. Denn wenn durch das eine Modell tatsächlich eine – positive oder negative – Einsicht gewonnen wird, dann schließt diese Einsicht doch andere Optionen aus. Als Analogie dazu fällt mir die Heisenberg'sche Unschärferelation ein, wo allein die Beobachtung schon das Ergebnis verändert. Deswegen glaube ich, unsere Institutionen, unsere Theorien hinter den Institutionen sind nie unschuldig: Schon durch unseren Blick auf die Welt, unser Modell scheiden eben gewisse institutionelle Ausprägungen aus und andere werden bevorzugt. Wenn man alles mit Rationaltheorie oder Spieltheorie betrachtet, dann verändert das unsere Antworten und unser Verhalten entsprechend. Aber wenn man dafür den Begriff „Autoritarität“ verwenden möchte, dann ist es wohl so, dass Wissen – oder Einsichten oder Wahrheit, wie immer man es nennt – etwas Autoritäres inne-wohnt.

Herbordt/Mohren: Umso wichtiger ist es doch, sich zumindest davon ein Bewusstsein zu schaffen. Weil das ja tatsächlich auch was verändert: Mit welchem Grad des Bewusstseins ich etwas tue, mag es auch unumstößlich sein, verändert ja, wie ich es tue.

Towfigh: Ja, absolut richtig!

JAM: Aber kann man eine solche Reflexionsebene in das Wesen einer Institution mit einbauen? Bleibt das nicht immer wenigstens teilweise eine moralische Verantwortung der handelnden Individuen?

Herbordt/Mohren: Da wäre es jetzt interessant, Pirkko Husemann (*siehe neue Mitglieder, Seite 24, die Red.*) zu hören, weil sie genau daran arbeitet, in bestehende Tanzinstitutionen diese Ebene der Reflexion der eigenen Geschichte und Verfasstheit zu integrieren. Und es gibt auch eine Reihe von Versuchen, das von Anfang an mit in Entwürfe von Institutionen zu integrieren. Ja, ich würde schon sagen, dass man das einbauen kann – es geht einfach um eine Ebene der Selbstreflexion, die Instrumente braucht. Das ist ja ein vorhersehbarer Vorgang, für einen Moment neben das eigene Tun zu treten und das vorausschauend zu reflektieren.

Towfigh: Das würde ich auch so sehen. Für mich sind Institutionen ja letztlich nur Regeln, und natürlich können Regeln vorsehen, dass man über die Regeln selbst nachdenkt. Und wenn man das umgangssprachliche Verständnis zugrunde legt und etwa den Staat betrachtet, dann gilt das auch: Es gibt etwa das Bundesverfassungsgericht als Hüter der Verfassung – das sind Instrumente, mit denen man versucht, sozusagen die Metaebene mit in den Blick zu rücken.

Herbordt/Mohren: Aus unserer Sicht führt das in der Konsequenz dazu, einen permanenten und auch wiederholten Neuanfang zu integrieren und zu programmieren. Innerhalb von „Die Institution“ gab es das in sehr konkreter und gegenständlicher Weise: Es waren die zwei Performer anwesend, die die ganze Zeit einem Regelwerk folgten – Spielregeln, die nicht auf eine darstellende Funktion abzielten, sondern auf diese kindliche Form des Spiels, etwas zu tun. Und eingebaut in dieses Spiel gab es alle 8 Minuten 31 Sekunden (*vgl. dazu Junge Akademie Magazin Nr. 14/2012, S. 26, d. Red.*) eine Unterbrechung: Die beiden treffen sich, schauen sich an und treffen über ein sehr differenziertes Regelsystem eine Entscheidung, die Auswirkungen auf den anderen hat. Es gibt also regelmäßig diesen Moment des Innehaltens, wo einer von den beiden einen Neuanfang setzt.

Towfigh: Zum programmierten Neuanfang fällt mir auch ein Beispiel aus dem Recht ein. Das Grundgesetz sieht in Artikel 146 vor, wie es seine Gültigkeit verliert: „Dieses Grundgesetz, das nach Vollendung der Einheit und Freiheit Deutschlands für das gesamte deutsche Volk gilt, verliert seine Gültigkeit an dem Tage, an dem eine Verfassung in Kraft tritt, die von dem deutschen Volke in freier Entscheidung beschlossen worden ist.“ Es ist also durchaus möglich, dass eine Institution ihren eigenen Neuanfang vorhersieht und gewissen Regeln zu unterwerfen versucht. Bei erfolgreichen Institutionen gehört diese Offenheit für das Neue, diese Reflexion über die eigene Begrenztheit und Endlichkeit wohl einfach dazu.



Was ist Scheitern?

Antworten von Mitgliedern der Jungen Akademie

Scheitern ist positiv für jene, die damit umgehen verstehen.

Das Risiko des Scheiterns, den eigenen und auferlegten Erwartungen nicht genügen zu können, ist ein Motor des steten Strebens nach Fortschritt, Wissen und wirtschaftlicher Entwicklung. Erfolgreiches Scheitern muss aber vermutlich teilweise antrainiert werden, denn das Wiederaufstehen scheint gerade denen schwerzufallen, die von Herausforderungen unvorbereitet getroffen werden. Dies kann beispielhaft am Zusammenbruch der UdSSR veranschaulicht werden: Die plötzliche Auflösung staatlicher Institutionen als Garantien ökonomischer Sicherheit führte zur Verarmung und Verzweiflung der Bevölkerung, die wirtschaftliche Risiken nicht kannte. Umso erstaunlicher ist demnach die unternehmerische Eigeninitiative, mit der viele Menschen in den Nachfolgestaaten der UdSSR lernten, auf diese Neuerungen zu reagieren.

Alexander Danzer ist Juniorprofessor für Volkswirtschaftslehre an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

In der empirischen Sozialforschung arbeiten wir oft mit Verhaltenshypothesen. Ich habe es bisher noch nicht erlebt, dass sich dabei eine Hypothese vollständig, eindeutig und unverändert bestätigt hätte. Scheitern wir jedes Mal? Schon. Aber was dieses **Scheitern** uns aufzeigt, die Differenz zwischen unserem Modell und dem, was wir in „der Wirklichkeit“ sehen oder zu sehen glauben, **weist uns den Weg zu vielen weiteren, besseren Fragen**, und letztlich zu einem adäquateren Verständnis. Natürlich wäre es ohne Scheitern schöner, einfacher. Aber das Gefühl, das Scheitern überwunden und der Krise etwas abgetrotzt zu haben, verschafft tiefe Befriedigung.

Emanuel Towfigh ist Senior Research Fellow am Max-Planck-Institut zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern in Bonn.

Scheitern ist eine Chance: eine Chance, es erneut anzugehen, erneut zu scheitern – besser zu scheitern, zuvor noch einmal tief durchzuatmen, sich ein Stück weit vom eigenen Perfektionismus zu verabschieden und sich selbst und seine Errungenschaften in der Gewissheit des erneuten Scheiterns nicht allzu ernst zu nehmen. Ganz im Sinne von Samuel Beckett: „Ever tried, ever failed, no matter. Try again. Fail again. Fail better.“

Sibylle Baumbach ist Juniorprofessorin am Department of English and Linguistics der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

Scheitern per se ist nichts Schlimmes, sondern das ungewollte Ergebnis davon, etwas versucht zu haben. Wer nichts versucht, kann zwar nicht scheitern, kann aber auch nichts gewinnen. Eine der Lebensregeln des Dalai Lama lautet: „Wenn du verlierst, verliere nicht, was du daraus lernst.“ Aus Niederlagen wird man schließlich klug und man kann an ihnen wachsen. A propos: Wo steht

denn heuer der FC Bayern, der 2012 als Finalist der Champions League und Vizemeister so „kläglich gescheitert“ ist? Eben.

PD Dr. Daniel Chappell ist Anästhesiologe am Klinikum der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Scheitern ist Teil unseres Laboralltags. Dass Scheitern zum Forscheralltag gehört, erklärte mir mein damaliger Betreuer während der Masterarbeit: „Every twentieth reaction, you will get a result!“ Nicht gerade ermutigend, obgleich er das Ganze ja positiv ausdrückte. Trotz vielversprechender Ansätze zum gezielten Design neuer Reaktionen mit Hilfe von quantenchemischen Rechnungen führt bis heute kein Weg daran vorbei, dass die meisten neuen Reaktionen, die wir im Labor durchführen, nicht erfolgreich sind. Besonders bitter ist der Fall, der vermutlich jedem synthetischen Chemiker bekannt ist: Wenn eine Reaktion nur ein einziges Mal erfolgreich im Labor abläuft, das Ergebnis sich aber dann – aus welchen Gründen auch immer – nie wieder reproduzieren lässt. Kann Scheitern trotzdem produktiv sein? In der Chemie haben Bestrebungen, das Wissen über gescheiterte Versuche und nicht-reproduzierbare Ergebnisse der wissenschaftlichen Gemeinschaft zugänglich zu machen, bisher wenig Beachtung gefunden. Dabei könnte es äußerst wertvolle Informationen liefern, die Gründe für das Scheitern einer chemischen Reaktion zu erforschen. Nur sind die vielen Faktoren, die zur Bildung eines gewünschten Reaktionsprodukts beitragen, nicht immer leicht zu analysieren. Herauszufinden, warum eine Reaktion nicht abläuft, ist meistens mindestens genauso aufwendig, wie den Erfolg einer anderen Reaktion zu ergründen. Somit ist es in den meisten Fällen einfach produktiver, eine neue Idee auszuprobieren, und die Gründe für den Misserfolg bleiben im Dunkeln.

Robert Wolf ist Professur für anorganische Chemie an der Universität Regensburg.



DIE JUNGE AKADEMIE

Die Junge Akademie wurde im Jahr 2000 als gemeinsames Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gegründet. Sie ist weltweit die erste Akademie des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Junge Akademie wird gemeinsam von BBAW und Leopoldina getragen. Seit 2011 ist sie administrativ dauerhaft im Haushalt der Leopoldina verankert und wird finanziert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung sowie den Ländern Berlin, Brandenburg und Sachsen-Anhalt. Ihre fünfzig Mitglieder, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, widmen sich dem interdisziplinären Diskurs und engagieren sich an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft.

JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

Das Junge Akademie Magazin wird von Mitgliedern der Jungen Akademie konzipiert. Es bietet Einblicke in Projekte und Veranstaltungen der Jungen Akademie, berichtet über Mitglieder und Publikationen und mischt sich in aktuelle wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Debatten ein.



Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften und der
Deutschen Akademie der Naturforscher
Leopoldina

Geschäftsstelle

Die Junge Akademie
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon (030) 2 03 70-6 50

Fax (030) 2 03 70-6 80

E-Mail office@diejungeakademie.de

Internet www.diejungeakademie.de